

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Woas, Franz: Der geheimnisvoller Koffer. Erlebnis eines Auswanderers

urn:nbn:de:bsz:31-62042

liche Arbeit an seiner Haustür hatte er wohl erpäht und auch Urheberin und Ursache sofort erraten, doch stellte er sich schlafend und am frühen Morgen nichtwissend, erireut über die glückliche Lösung. Er war seinem klugen Töchterlein daher nur scheinbar böse und ließ sich das Jawort von einem nur scheinbar harten Herzen abringen.

Als die Verlobung im Ort bekannt wurde, da hatte ein jeder dies ja schon längst vorausgesehen.

Der geheimnißvolle Koffer.

Erlebnis eines Auswanderers. Nach der Wirklichkeit erzählt von Franz Woas-Wiesbaden.



„n einer der vielen kleinen Schifferkneipen, die sich in Bremerhaven am alten Hafen, immer eine dicht an der andern, entlangziehen, sah ein einsamer Gast. Jung und frisch sah er aus, gesund und unternehmend, und doch sah er verdrießlich hinter seinem Glase. Ab und zu warf er einen Blick in die Zeitung, die vor ihm auf dem Tische lag; er durchging dann die Liste der abgehenden und einkommenden Schiffe; aber nur noch verdrießlicher wurde er davon, bis er schließlich die Zeitungsblätter nebst dem Glase voller Unmut von sich abschob, sich auf seinem Sitz weit zurücklegte und die geballten Fäuste in überschäumendem Aerger zur Decke streckte.

Dem mußte etwas Besonderes über die Leber gelaufen sein.

Da öffnete sich die niedrige, verräucherte Tür der Gaststube, und ein anderer Gast trat herein. Der nun war nichts weniger als verdrießlich. Ein kurzgewachsener, aber stämmiger Mann war es, in mittleren Jahren, nicht gerade elegant, aber immerhin weit besser gekleidet, als es dieser einfachen Schifferkneipe entsprach; etwa wie einer der vermögenden Amerikaner, die zu ihrem Vergnügen jahraus jahrein zwischen ihrer neuen und unserer alten Welt hin und her fahren. Einen kurzen, weiten Rock trug er und weite Beinkleider, alles von dem gleichen hellen gewürfelten Stoff. Unter dem hohen, steifen, hell-

grauen Filzhut mit schmalen Rande wurde das breite, behäbige Gesicht des Mannes deutlich sichtbar. Dieses Gesicht war vollständig glatt rasiert, nur unten am Kinn sah ein kurzer, dicker Knoten schon grau gemischter Haare. Munter gingen dieses Mannes kleine, aber grelle Augen hin und her, und als er in der ganzen Gaststube nur den einen Gast einsam für sich sitzen sah, tat er rasch die wenigen Schritte auf diesen zu, und ohne erst um Erlaubnis zu bitten, setzte er sich breit an den nämlichen Tisch.

Nicht einmal den Hut hatte er abgenommen.

Etwas verdutzt schaute der andere drein. Seine Fäuste hatte er inzwischen schon wieder entballt, hatte sich auch, wie sich's gehört, wieder auf seine Bank gesetzt; aber unmutig, verdrießlich war er immer noch. Er wollte es sein: er hatte auch offenbar das Recht dazu, und nun kam dieser Amerikaner hereingeschneit und störte ihn!

Der aber merkte gar nichts davon, oder er wollte nichts davon merken; er bestellte in aller Ruhe eine Flasche guten, alten Rotweins, griff dann die Zeitungsblätter auf, die der andere voller Aerger beiseitegeschoben, warf einen Blick in die Schiffsliste, trank dann von seinem Wein, schnalzte vergnüglich mit der Zunge dazu, leckte sich noch unbefangen die Lippen damit ab und fragte dann sein Gegenüber in einem Deutsch, das wohl ein wenig fremdländisch klang, aber ganz richtig von ihm gesprochen und gejest wurde: „Sie wollen gewiß auch mit der »Kolumbia« hinüber?“

Zugleich zeigte er mit dem kurzen fleischigen Daumen der rechten Hand nach der Reihe niedriger Fenster hin, durch die man bei einiger Mühe wohl das genannte Schiff oder doch wenigstens einen Teil seines dunkeln, hohen Rumpfes sehen konnte.

Da ballten sich unwillkürlich die Hände des Gefragten wieder zu Fäusten zusammen, und ohne daß er sich's wohl überlegt hatte, warum in aller Welt er nur dem fremden Manne da, dem aufgeblasenen reichen Amerikaner, etwas von seinem Aerger und Kummer verriet, brach es bei ihm heraus: „Wollen! Wollen! Ja! Aber können, können — das ist zweierlei.“

Der Amerikaner grinste.

„Es fehlt wohl daran?“ fragte er lachend dawider, und zugleich vollführte er mit Daumen und Zeigefinger das Zeichen, das hüben wie drüben gleich gut verstanden wird — das Zeichen des Geldzählens.

Der andere erwiderte nichts. Hatte er schon bereut, sich wider Willen dem Fremden ohne allen Grund verraten zu haben, so ärgerte ihn jetzt dessen, wie ihm schien, zudringliches Wesen, das hier gar nicht am Platze war. Der Amerikaner aber blieb unbefangen, behielt seine freundliche Miene bei und fuhr fort: „Die Ueberfahrt ist ja jetzt doch so billig.“

„Hm,“ machte der andere nur.

„Fünfundzwanzig Dollar nur,“ fuhr der Amerikaner in aller Seelenruhe fort.

Wieder ärgerte sich der andere — mehr als jemals sogar. Sah er denn wirklich so heruntergekommen

aus? Der Amerikaner hatte gar nicht an eine andere Klasse gedacht als an das Zwischendeck! Er selbst fuhr natürlich in allem Glanz erster Klasse, wie alle diese Proben, diese ehemaligen Schlächtergesellen und Brautknechte. Daß es sonst noch anständige Leute in der Welt gibt, die erster Klasse fahren könnten, wenn sie wollten, oder doch wenigstens zweiter Klasse, — daran dachte dieser aufgeblasene Patron gar nicht. Daß einer aber gar im Zwischendeck fahren kann und doch ein anständiger Mensch bleibt, das mochte so einem, wie der da war, erst recht nicht in den Kopf gehen. Und im übrigen war der Preis gar nicht fünfundsiebenzig Dollar. Fünfundsiebenzig Dollar, das wären etwa 105 Mark; in Wahrheit betrug der Preis aber genau 150 Mark. Das mußte er doch wissen, hatte er den Betrag doch bar auf den Tisch zahlen müssen.

„Einhundertundfünfzig Mark ist der Preis,“ sagte er also zu dem Amerikaner; aber er sagte das so, als ob's ihn im Grunde genommen weiter nichts angehe.

„Pah!“ machte der Amerikaner darauf. „Der Unterschied ist nicht gerade gewaltig.“

Diese ganze Art behagte dem anderen immer weniger, und am liebsten wäre er aufgestanden und weggegangen, aber da lenkte der Amerikaner flugs zu anderen Dingen ab, sprach von Amerika, pries sein Land, wie es Tag um Tag größer würde, wie die Geschäfte drüben gerade jetzt so prachtvoll gingen; jetzt, jetzt müßten die Leute kommen; da wäre Geld zu machen im Umsehen . . .

Unwillkürlich hörte der andere gut zu, aufmerksam und mit großen Augen. Es ist ja freilich bekannt, wie die Amerikaner immer übertreiben. Aber wenn nur die Hälfte davon wahr war! Doch was nützte das schließlich ihm, ihm, der ja gern hinübergewollt hätte, und nun nicht konnte! Es war ja zu dumm! Aufgeregt riß er sich an seinem kleinen, aber dichten und wohlgepflegten Schnurrbarte.

Freilich — an dem Gelde, am Verdienen da drüben lag ihm im Grunde genommen nicht einmal so viel; er wollte nur fort. Nur fort aus dem Lande, wo ihm der Boden unter den Füßen brannte! Während der Amerikaner sprach und sprach und das Land da drüben lockend vor der Seele des andern aufbaute mit all den gewaltigen Häfen und den langmächtigen Eisenbahnen, den himmelhohen Häusern und nie dagewesenen Palästen der Reichen, — da stahlen sich zwischendurch die Gedanken des Zuhörers doch wider Willen von alledem ab; sie huschten zurück nach der Heimat, liefen sich auf dem Gipfel der Rebhügel nieder und umspannen den lieben Ort, wo sie wohnte, um derentwillen er jetzt hier saß, halb schon losgelöst von allem, was ihm einst teuer gewesen, von Vater und Mutter, Freund und Feind. Ja, selbst seine Feinde und Nebenbuhler mochte er jetzt beinahe lieben, verbanden sie ihn doch inniger mit der Heimat! Nun aber war er ausgestoßen, ein Fremder im eigenen Lande; beinahe schon ein Amerikaner — genau so wie sein Gegenüber. Aber wartet nur, ihr schlechten

Menschen! Der Tag wird kommen, und da bin ich wieder da. Vor euch werde ich hintreten, angezogen wie der da; alle Taschen voller Geld, und den Bart trage ich dann auch so wie er. Ob ihr mich da wohl gleich kennen werdet? Schwertlich! So werde ich euch meinen Namen ins Gesicht hineinrufen: Der Vinzenz ist wieder da, der Vinzenz Stebeli ist wieder da. Und du, Emilie, bist du dann noch zu haben, dann werde ich dir die Tausenddollarscheine auf den braunen runden Tisch in der Wohnstube zählen und fragen: Bin ich dir jetzt gut genug? — Nein, nein. Fällt mir nicht ein. Hast du mich nicht haben wollen, als ich arm war, so will ich dich jetzt nicht, wo ich Millionär bin . . .

Bis dahin, bis zum Millionär hatte er es schon gebracht in Gedanken bei all dem Reden seines Gegenüber, und ein Wunder war das weiter nicht, denn mit Tausendern gab dieses Gegenüber sich überhaupt nicht ab; immer handelte es sich bei ihm um Millionen, und in Wirklichkeit handelte es sich für ihn im Augenblick doch bloß um den lumpigen Hundertler.

Der Amerikaner hatte längst eine zweite Flasche kommen lassen und den andern dazu eingeladen. Da war es denn so halb und halb herausgekommen, wie die Dinge für den jungen Mann lagen. Die tieferen Gründe verriet er ja nicht, sagte nur, er hätte den dringenden Wunsch gehabt, gerade jetzt möglichst schnell auszuwandern. Das Geld für die Uebersahrt hatte er beisammen, auch noch einen angemessenen Betrag darüber. Die Fahrkarte hatte er bereits gelöst. Da erst hörte er, eben heute, einen Tag vor Abfahrt des Schiffes, daß er drüben bei der Landung einhundert Dollar bar vorzeigen müsse; anderenfalls würde er gar nicht ins Land gelassen; man setzte ihn dann vielmehr einfach ins nächste deutsche Schiff, das zurückgeht, und brachte ihn wieder heim.

War das nicht wirklich zum Verzweifeln?

Der Amerikaner hatte zu diesen Eröffnungen eine verschmitzte Miene aufgesteckt.

„Sie haben wohl etwas auf dem Kerbholz?“ fragte er.

Da aber wurde Herr Vinzenz Stebeli dunkelrot im Gesicht. „Was fällt Ihnen ein!“ rief er dem andern grob ins Gesicht.

„Nun, nun,“ erwiderte dieser besänftigend. „So schlimm wär' das auch nicht.“ Er schien aber recht befriedigt und zeigte sich noch zutunlicher als je zuvor. Laut lachend setzte er auseinander, wie nichts leichter in der Welt wäre, als den Beamten drüben ein Schnippchen zu schlagen. Wie dumm wären diese Menschen doch! Diese und erst die Zollbeamten! Etwas Aufgeblaseneres und dabei Dümmeres gäb's überhaupt nicht in der Welt.

„Kann wohl sein,“ fügte der Deutsche ein. „Ihr Amerikaner habt ja immer die Krone in allem.“

„Stimmt, stimmt!“ schrie der Amerikaner auf und wäre beinahe erstickt vor Lachen. Dann ließ er noch eine dritte Flasche von dem guten alten Roten kommen, und kurz bevor diese zu Ende ging, rückte

er so beiläufig mit einem großartigen Anerbieten heraus.

„Wissen Sie was, junger Mann?“ sagte er. „Sie gefallen mir. Wir schmuggeln Sie bei uns ein.“

„Aber wie denn?“

„O, das werden wir schon fertigbringen. Sie haben doch noch Ihre Fahrkarte?“ fragte er.

Der andere nahm sein Taschenbuch heraus und wies die Karte vor. Aufmerksam las der Amerikaner sie, und es war, als prägte er sich den Namen Vinzenz Stebeli, der darauf stand, fest ein. Dann gab er die Karte zurück, indem er etwas ernster, als er die ganze Zeit über gewesen war, sagte: „Sie verpflichten sich also, die Karte zu benutzen und hinüberzufahren. Ich meinerseits verpflichte mich, Ihnen die nötigen einhundert Dollar vorzuschicken.“

Damit griff er auch gleich in die Brust, zog eine wohlgefüllte Briestafche hervor und entnahm ihr einen Hundertdollarschein.

„Hier ist das Geld,“ fuhr er freundlich fort. „Ich fahre zwar mit demselben Schiffe . . .“

„Nur erster Klasse natürlich . . .“

„Ei freilich. Eben darum — wer weiß, ob wir auf dem Schiffe noch einmal Gelegenheit haben — nehmen Sie lieber gleich jetzt das Geld an sich . . .“

Vinzenz Stebeli war unglaublich überrascht. „So weit,“ brach er heraus, „trauen Sie mir wildfremden Menschen?“

„Wir Amerikaner sind Menschenkenner! Ja, ich traue Ihnen vollständig. Da nehmen Sie den Schein, stecken Sie ihn ein, verwahren Sie ihn gut. Ich warne Sie vor Spitzbuben, männlichen wie namentlich auch weiblichen . . .“

„D, o!“

„Nun, man kann nicht wissen! Drüben also reiben Sie den Herren Inspektoren den Schein unter die Nase, und wenn man Sie dann durchgelassen und Sie glücklich an Land sind, dann treffen wir uns schon wieder.“

„Ja, wie denn? Wo denn?“

„Ach, das wird sich schon finden. Irgendwie. Irgendwo.“

„In dem großen Amerika!“

„Ja. Im großen Amerika! Auch da findet man sich schon, — wenn man will.“

Der Mann rief nach der Bedienung, bezahlte, schüttelte dem jungen Deutschen noch einmal kräftig die Hand und ging. Der andere aber blieb noch eine Zeitlang sitzen. Er mußte sich von seiner Verwunderung erst noch erholen, daß es heutzutage noch so selbstlose Menschen gibt, — namentlich in Amerika. — —

Jetzt, mit dem vielen Geld in der Tasche, machte sich die Fahrt freilich ganz anders, als sie vorher gedacht war. Und doch, traurig war's und blieb es immer, daß er Heimat, Vaterland, Europa verlassen mußte, um fortan in einer fernen, fremden Welt zu leben, wo ihn kein Hund und keine Katze kannte . . .

Schon jetzt, an Bord des großen Schiffes, bekam

er den Vorgeschnack davon. Von wie vielen Menschen wimmelte es da! Alle Nationen der Erde waren da vertreten! Alles fremde, wildfremde Gesichter. Er trug im stillen immer die Hoffnung bei sich, einer müßte doch wenigstens unter den vielen Menschen sein, der ihn kannte. Er erwartete es bestimmt, plötzlich würde einer aus irgendeiner Ecke auftauchen, ihm die Hand entgegenstrecken und freudig ausrufen: „Ei, sieh da, Vinzenz, wo kommst du denn her?“ — Aber nichts dergleichen geschah. Alle Gesichter, die sich um ihn herum bewegten, suchte er ab, — nicht eines, das er kannte; ja, nicht eines, das auch nur einen Zug trug, der ihn an Verwandte und Bekannte erinnerte. Und vor allem — auch nicht ein einziges Mädchengesicht, das so schön, so süß war wie dasjenige, um dessen willen er jetzt hinausging in die Welt . . . Wäre sie jetzt wenigstens bei ihm, — die Arme würde er fest um sie schlagen und ihr ins Ohr sagen: Mit dir zusammen will ich den Kampf schon aufnehmen . . . Als er ihr damals etwas so Aehnliches gesagt, als er ihr vorgeschlagen, sie sollten den Eltern zum Trost zusammengehen, und wenn's nicht anders ginge, drüben, in einer andern Welt ihr Glück suchen, — da hatte sie nur gelacht dazu, und spöttlich erwidert: Bleibe im Lande und nähre dich redlich . . . Da hatte er endlich genug gehabt von allem und war fort, um nie, niemals wiederzukommen . . . Schöne Mädchen gibt's noch viele in der Welt, und wenn auch deren keine an Bord zu sein schienen, — drüben in Amerika gab es deren in hellen Haufen. Vielleicht verliebte sich flugs eine davon in ihn, sein Glück war dann gemacht; man liest es ja alle Augenblicke in den Zeitungen, daß dort die reichsten und vornehmsten Mädchen sich nicht lange bedenken und womöglich ihre Chauffeure heiraten. Chauffeur, aber, ha — das konnte er alle Tage spielen . . .

Während der junge Auswanderer seinen unruhigen Gedanken so nachhing, nahm das mächtige Schiff, auf dem er saß, die „Kolumbia“, in unerschütterlicher Ruhe seinen gewohnten Weg. Längst hatte es die deutschen Gewässer verlassen, hatte in Rotterdam angelegt und auch hier noch eine weitere große Zahl von Auswanderern in sich aufgenommen; immer enger saßen sie jetzt in ihren Kabinen beieinander, tagsüber standen sie fast Mann an Mann nebeneinander auf dem Zwischendeck. Dann war das Schiff noch das kurze Stück über den Narmekanal nach England hinübergedampft, um in Southampton anzulegen; aber keine sechs Stunden blieb es hier liegen, und Auswanderer kamen hier nicht mehr an Bord, dafür aber eine ganze Zahl Reisender aus der ersten und zweiten Klasse. Das waren alles Europafahrer, reiche Leute aus Amerika, die zu ihrem Vergnügen wieder einmal eine Tour nach Europa hinüber gemacht hatten. Deutlich sah man ihnen den Reichtum an der Kleidung und Haltung, sowie an ihren ungezählten Koffern an. Was hatten die Leute wieder alles eingekauft in Europa! Jetzt steckte das alles wohlverwahrt in diesen schweren, soliden, messing-

beschlagenen, wohlverwahrten Lederkoffern. Was mußte das drüben allein für Zoll kosten! Aber diese reichen Leute haben es ja dazu; auch der Zoll — und sei er noch so hoch — kann den Leuten nicht wehe tun . . .

Unser Vinzenz schaute und schaute. Er stand unweit der schwanke Treppe, die zu der ersten und zweiten Klasse hinaufführt. Die Männer sah er sich nur so von ungefähr an; sahen sie doch auch alle beinahe gleich aus, etwa alle so wie sein Freund, der ihm den Hundertdollarschein in die Hand gedrückt; den kurzen Zimmermannsknoten von Bart trugen sie fast alle am Kinn. Aber die Damen betrachtete er sich genauer. Sollte am Ende die schon darunter sein, bei der er dann drüben den Chauffeur machte — und so weiter? . . . Unter den breiten Hut schaute er ihnen allen gespannt und voller Erwartung; aber meist waren es alte häßliche, aufgedunsene oder auch magere Gesichter. Emilie, Emilie, wieviel schöner bist doch du! — Nur eine kam daher, von angenehmer Mittelgröße, zierlich gewachsen, mit jugendfrischem, rundem Gesicht und einem Paar großer, lebhafter Augen darin. Sie trug ihr Handgepäck selbst,



Da kletterte einer die Treppe hinunter und zog die Schachtel an sich.

einen kleinen Handkoffer und mehrere Schachteln. An ihr konnte man schon eher seine Freude haben.

Als sie sich oben durch die schmale Geländeröffnung auf das Schiff zwängte, entfiel ihr eine von den Schachteln, tollerte erst die Treppe hinunter und fiel dann ins Wasser. Was gab ihr das einen Schreck! Aber es war nicht so schlimm; die Schachtel ging nicht etwa gleich unter, sondern schwamm auf dem

Wasser und hielt sich dicht an der Bordwand des Schiffes. Ratlos stand das Mädchen, keiner half ihr. Da aber kam schon einer, kletterte die Treppe behend hinunter, beugte sich weit über deren Rand, zog die Schachtel mit weit ausgestrecktem Arm an sich und fischte sie glücklich wieder heraus. Der Vinzenz war es.

„Tausend Dank,“ sagte die Schöne, als sie die Schachtel wieder in Empfang nahm.

Der kühne Kletterer setzte zu einer längeren Erwiderung an, zu einer Erwiderung natürlich, die Hand und Fuß haben sollte. Erwartungsvoll schaute ihn auch das Paar großer, lebhafter Augen an. — Die Augen waren dunkel, entweder tief schwarz oder doch wenigstens tief braun, sogar ganz tief braun; nur leuchteten sie wieder so hell, daß man sie auch für hellgrau hätte halten können. Was war das nur für ein sonderbares Paar Augen! Der kühne Kletterer, anstatt nun seine Erwiderung herauszubringen, schaute und schaute, — bis er auf einmal von hinten her in die rechte Seite einen solchen Stoß bekam, daß er nun beinahe selbst von der Leiter gefallen wäre, nicht anders als vorher die Schachtel. Wild wandte er sich um zu dem, der ihn gestochen; aber das war gar kein Mensch gewesen, ein Koffer war es, den einer der Träger herausschleppte. Es gab eine kleine Auseinandersetzung . . .

Währenddem war die Schöne verschwunden.

Nach diesem Abenteuer hatte Vinzenz Siebeli erst recht kein Verlangen, sich mit seiner näheren Umgebung zu beschäftigen. Er lag des Nachts zusammen mit drei andern in der Kabine, einem Polen, einem Mähren und einem Slowaten. Nicht einer davon sprach deutsch, und das war gut so; da brauchte er sich mit keinem von ihnen erst noch lange abzugeben. Tagsüber hielt er sich auf Deck. Da war schon eher Gelegenheit, sich zu unterhalten; denn hier fehlte es nicht an Deutschen; aber auch hier hielt er sich zurück. Seine Aufmerksamkeit galt vielmehr der ersten Klasse, mußte er unter diesen Reisenden doch jetzt ihrer zwei, die sich für ihn interessierten, erstens den Hundertdollarmann und zweitens — sie, die Millionärstochter, deren Schachtel er mit Lebensgefahr aus den Meeresfluten gerettet hatte. Nicht, daß er sich den beiden geradezu aufdrängen wollte; nein, dazu schien ihm doch selbst der Abstand zu groß, wenigstens hier auf dem Schiffe, wo die beiden in aller Pracht und allem Glanze ihrer Klasse fuhren, er dagegen im Dunkel des Zwischendecks. Aber waren sie erst drüben angelangt, dann war das alles ganz anders. So lange wollte er aushalten, verschwinden. Nur von ferne hätte er sie doch gern einmal gesehen, nicht den Mann mit dem Zimmermannsknoten, nein; aber diesen kleinen, lieben, zierlichen Nacker von Amerikanerin. Man hatte ihm immer gesagt, diese Amerikanerinnen seien große, vierchrötige Figuren, und fand sich jetzt doch ein so zierliches Persönchen darunter! Nun, desto besser! —

Oben in der ersten Klasse lief quer übers Deck hinüber ein Geländer, ein schönes, schweres Messing-

geländer, und daran lehnten die Reisenden gern. Gelangweilt, wie sie waren, voll vom guten Essen und reichlichen Trinken, mochte es ihnen gerade einen besondern Spaß machen, wenn sie hinunter ins dunkle Gewölbe der „Zwischendecker“ schauten; um so wohler fühlten sie sich da. Mitunter kam es freilich auch vor, daß die satten Blicke von oben her unten auf ein Augenpaar stießen, das nicht viel anders aufschaute, als ob's einem Raubtier zu gehören schiene. Soviel Haß und Wut lag darin. Dann ging oben der Kopf des Reichen rasch vom Geländer zurück . . .

Unter all den schmutzigen, ärmlich gekleideten Menschen, den Männern mit dem verworrenen Haar, den Frauen mit den bunten Kopftüchern verschwand das eine feine, aufgeweckte Gesicht ganz und gar, das doch mit brennenden Augen immer suchend hinaufschaute . . .

Fünf Tage fuhr das Schiff schon wieder; der ganze weite Ozean war beinahe überquert. Nichts Besonderes hatte sich ereignet, kein Sturm war gewesen, kein anderes Schiff und auch kein Eisberg entgegengeirrt. Nur noch eine Nacht, und dann wird gelandet! Ausnahmungsweise schnell war das Schiff gefahren. Es hatte einen „Rekord“ gemacht; noch niemals war ein Schiff so schnell hinübergekommen. Das mußte gefeiert werden, und so gab es einen Ball an Bord — natürlich nur für die erste und die zweite Klasse. Das große Oberdeck war zu einem Tanzsaal hergerichtet; man hatte die Bordseiten mit Segeltuch verhängen und die Wände mit zahllosen Fahnen bedeckt. Der Fußboden war frisch gecheuert, dann abgerieben und gewachst worden, — auf keinem Tanzboden des Festlandes war es besser zu tanzen als hier. Erst gab es ein besonders gutes Abendessen, und dann begann der Ball. Die Musik, wohl an zwanzig Köpfe stark, war hoch oben an einer der Schmalseiten des Deckes untergebracht. An Tänzern und namentlich Tänzerinnen fehlte es nicht, so konnte der Ball beginnen. —

Die „Zwischendecker“ hatten wohl bemerkt, was sich vorbereitete; teils waren sie neidisch, teils freuten sie sich auf die Musik, die sie zu hören bekommen sollten. Die Musik konnte man ja nicht absperrn vor ihnen; sie wollten gleichfalls danach tanzen; hier tief unter den andern wollten sie sich auf ihrem Boden drehen, war er auch rauh und holprig. Nach einer Ziehharmonika probierten sie bereits, ob es ginge. Ein paar bvalle Polackenmädel hatten ihre Kopftücher schon abgetan, und in langen, flatternden Haaren drehen sie sich.

Mit stark gemischten Gefühlen sah alldem Vinzenz Stebeli zu. Daß er da oben in der ersten Klasse nicht dabei sein konnte, war ganz selbstverständlich. Er wäre ja ein Narr gewesen, um das nicht einzusehen. Und doch meinte er im stillen wieder, er gehörte wenigstens zum Teil da hinauf. Der Mann mit den Hundertdollarscheinen war doch sein Freund, und der schönen „Dollarprinzessin“ hatte er doch einen so gewaltigen Dienst erwiesen! Ganz sicher war in der Schachtel ein kostbarer Hut aus London oder

gar Paris gewesen; ihn hatte er vor dem Untergange gerettet! Es war ihm allmählich beinahe so geworden, als hätte er sie selbst gerettet! Sie, die schon am Ertrinken war, mit eigener Lebensgefahr aus den Fluten gezogen! Lebensretter pflegen sogar von der Stelle weg geheiratet zu werden; aber das verlangte er gar nicht — da es sich eben doch nur um den Pariser Hut gehandelt hatte —, nur das eine hätte er für sein Leben gern gehabt: daß er heute mit ihr da oben hätte tanzen dürfen. Ach, nur einmal! Nur einen einzigen Walzer . . . nur einmal herum . . .

Eben tanzte das Polackenpaar an ihm vorbei. Der Harmonikaspieler hatte den Tanz inzwischen richtig herausgebracht, und ganz regelrecht, nur ein wenig wild, walzten darnach die beiden Mädels.

„Datischer Landsmann!“ rief ihm die eine davon lockend ins Gesicht, als sie vorbeikam, und bei einem etwas allzu wilden Schleifer schlugen ihm ihre langen Haare voll ins Gesicht, wobei ihr die Augen sprühten und die Wangen sich lachend rundeten. „Datischer!“ rief sie noch einmal, blieb plötzlich stehen und stampfte mit ihren Füßen, die in langen Ledstiefeln steckten, heftig auf den Boden, als wollte sie ihn zwingen . . .

Der Deutsche aber wandte sich ab und drückte sich aus der lustigen Menge hinaus . . .

Er ging nach seiner Kabine und warf sich dort auf sein Lager; er wollte alles verschlafen . . . Da schüttelte ihn etwas am Arme. Unwirsch wandte er sich um. Einer der Stewards von der ersten Klasse, festlich gekleidet, am Frack große vergoldete Knöpfe, stand vor ihm.

„Mister Stebeli?“ fragte er.

Rasch richtete sich der andere auf seinem Lager auf. „Der bin ich. Was soll's?“ fragte er seinerseits.

„Haben Sie einen schwarzen Rock?“ fragte der Steward weiter.

„Allerdings,“ war die etwas erstaunte Antwort.

„Und ein Paar schwarze Hosen?“

„Auch das; aber . . .“

„Und eine weiße Weste?“ fuhr der Steward beharlich fort.

„Zum Teufel auch, ja,“ wettete der andere. „Was geht Sie denn alles das an?“

„Dann sind Sie eingeladen, zum Ball eingeladen. Gleich machen Sie sich fertig. Machen Sie sich nur recht fein, namentlich was Wäsche betrifft. Sie können sich denken — erster Klasse! Sonst wird nur noch die zweite Klasse zugelassen; aber auch die nur mit Auswahl. Dritte Klasse, Deck — ist noch nicht dagewesen. Reisen wohl infognito?“

Ganz verdukt hörte alledem Mister Stebeli zu. Träumte er das nur? Aber nein, da stand der Mann, der ihm das alles sagte, in Fleisch und Blut; es war alles Wirklichkeit. Also herunter vom Bett! Toilette gemacht! Sorgfältig Toilette gemacht! — In dem engen dunkeln Raum war das ein Kunststück; aber es ging, und nach einer knappen halben Stunde stand er da, so fein gekleidet — man hätte ihn können für einen Amerikaner halten.

Wohlgefällig betrachtete er sich, soweit es anging, in dem kleinen Spiegel der Kabine, bürstete sich noch einmal von Kopf bis zu Füßen sorgsam ab und begab sich dann nach oben. Ungehindert wurde er überall durchgelassen. Er ging einfach der Musik nach; sie mußte ihm den Weg zeigen. Als er dabei an einem der breiten hohen Spiegel vorüberkam und sich beinahe nicht wieder, sich, den „Zwischendecker“, der eben noch verkümmert und vergrämt, im zerklüfteten Anzug unter all dem armen Volk gelesien! Das war ein ganz anderer Mensch, der da aus dem Spiegel heraus ihn anschaute; das war ein frohes, erwartungsvolles Gesicht mit hellen, großen, lebenslustigen Augen. Vergnügt kam es ihm über die Lippen: „Mein Fräulein, gnädiges Fräulein, ha . . .“ er probierte, was er ihr alles sagen wollte . . .

Auf einmal stand der Amerikaner hinter ihm, der „Hundertdollarmann“; er sah den Mann im Spiegel hinter sich; breit lachte er; der Zimmermannsbart ging ihm dabei auf und ab.

Psui Teufel! Der kam ihm ungelegen; zerstreut begrüßte er ihn. Der Mann aber schien das gar nicht zu bemerken.

„Ah,“ sagte er freundlich und beschaute sich den jungen Menschen von oben bis unten. „Sie haben sich fe gemacht. Desto besser. So kommen Sie.“

Wie? Was? Jetzt gerade, wo er zu der — „Dollarprinzessin“ sollte? Das paßte ihm verdammt schlecht. Die vielen Tage über hatte der Mensch da sich auch nicht im geringsten um ihn gekümmert, und nun mit einem Male — ja, was wollte er denn eigentlich von ihm?

Der aber hatte ihn bereits unter den Arm genommen und hielt ihn fest wie ein Schraubstock.

„Kommen Sie, junger Mann,“ sagte er dabei. „Dort in der Ecke habe ich für Sie und mich belegt. Gleich kommt auch etwas zum Trinken; ich habe schon bestellt. Sie trinken doch Sekt? Was? He?“

Da ging dem armen Menschen ein fürchterliches Licht auf. Er hatte als selbstverständlich angenommen, daß ihn die schöne Amerikanerin eingeladen hätte; hatte er sie doch . . . ach, nein, nur ihren Pariser Hut hatte er aus dem Wasser gerettet; immerhin . . . er hatte ihr doch einen so wesentlichen Dienst geleistet; und nun, wo sie sich hätte erkenntlich zeigen können, da — da war man Lust. O, du undankbare Welt! Namentlich ihr undankbaren Frauenzimmer! Nun aber bin ich endgültig geheilt von all dem Zauber. Es ist doch alles nur Mache, Verstellung und Betrug, — wenigstens bei den Menschen hier in der ersten Klasse, vielleicht auch noch bei denen, die in der zweiten fahren. Allein echt und unverfälscht ist nur das Zwischendeck. Warte nur, Marinka, wenn ich hier erst los bin, dann komme ich zu dir hinunter, und dann tanzen wir doch noch den Schleifer miteinander, den du durchaus hast mit mir tanzen wollen, — ich war ein Narr . . .

Vorläufig aber saß er in der Ecke fest bei dem Hundertdollarmann, und es war das ja auch noch

gerade zu ertragen. Der Sekt mundete gar nicht schlecht, und als die eine Flasche leer geworden, wurde eine andere bestellt.

„Sie wollen gewiß einmal tanzen?“ fragte zwischen durch der freundliche Sektzipender.

„Ach, nein, es ist mir nicht drum,“ war die Antwort. „Aber wenn etwa Sie . . .“

Laut lachte da der andere auf. „Ich bin mehr fürs Trinken,“ und eifrig schenkte er weiter ein.

Während sie beide so weiter saßen und tranken, meinte der junge Vinzenz Siebeli höflicher Weise doch noch einmal darauf zurückkommen zu müssen, was für einen Dienst ihm jener erwiesen, indem er ihm die hundert Dollar vorgestreckt. Der andere aber ging weiter nicht darauf ein.

„Ah bah,“ machte er obenhin. „Reden wir nicht davon. Dafür erweisen Sie mir einen Gegendienst.“

„Auf der Stelle,“ war die Erwiderung. „Welchen?“

„Nun, nun, wir sprechen wohl noch nachher davon,“ lautete der etwas dunkle Bescheid.

Inzwischen drehten sich vor ihnen die Paare. Bis unmittelbar an den Tisch heran kamen ab und zu die Tanzenden in ihrem Eifer. Vinzenz schaute manchmal verloren hin. Ach, so hatten sie beide, er und seine Emilie, sich ja auch miteinander gedreht; noch keine vier Wochen war es her; und gerade bei solch einem Tanzfeste war es ja gewesen, wo sie ihm die harten, herben Worte gesagt, womit alles zu Ende war . . . Sie hatten damals einander lange Zeit nicht sehen können, aussprechen konnten sie sich erst recht nicht miteinander; beinahe vergangen war er vor Sehnsucht nach ihr; da blieb nichts übrig, im Tanzen, während sie anscheinend fröhlich miteinander hin und her sprangen, mußte er ihr die ernstesten Worte sagen: Laß Vater und Mutter und komm mit mir in die weite Welt . . . Und da war's gewesen, wo sie es hinlachte, was er ihr nie, niemals vergessen wird: „Bleib im Lande und nähre dich redlich . . .“ Ja, wär' er nur der reiche Tammer gewesen, der Bierbrauerssohn, — dem hätte sie die Antwort gewiß nicht gegeben . . .

„So werd' ich allein gehen . . .“ hatte er ihr nur noch heftig erwidert; sie hatte nicht mit der Wimper dazu gezuckt, und so hatte er kurzerhand aufgehört mit Tanzen, hatte sie an ihren Platz zurückgeführt, ohne auch nur ein Wort weiter zu sagen, und war zum Saale hinaus; er hat sie nicht wieder gesehen, auch nichts wieder von sich hören lassen, — nicht einmal, als er zu Schiff ging, um sein Wort wahrzumachen . . . Sie sind es alle nicht wert, daß man sich so viel Herzeleid um sie macht . . . Damit schloß er die lange Reihe seiner Erinnerungen . . .

Wieder kam im Tanzen eines der Paare dicht an den Tisch heran, wo Vinzenz und sein Gönner saßen; beinahe umgeworfen hätten sie den Tisch. Der Amerikaner lachte derb dazu; Vinzenz aber fuhr unwillig herum; er war gerade in der Stimmung, Tanzen schön zu finden!

Verdutzt aber blieben seine Augen auf der Tänzerin haften. War das nicht . . . ?

Si natürlich war sie's — die Millionärstochter, deren Lebensretter er . . . nein, nein, der er nur den Hut gerettet . . . immerhin . . .

„Kennen Sie die Dame?“ fragte er sofort seinen Gönner. Dieser mußte offenbar nicht recht, sollte er »ja« oder »nein« sagen. „Hm,“ machte er bloß. Ja, nur »hm«. Aber warum denn das? Warum?



Verdutzt blieben seine Augen auf der Tänzerin haften.

So sind sie eben, die Millionäre von drüben, dachte sich der Vinzenz Stebeli, tun so, als kennen sie einander nicht und fahren doch wochenlang auf denselben Schiffe miteinander, in derselben Klasse. Und sie ist natürlich ganz genau ebenso. Sie — die Dollarprinzessin — und mich kennen! „Tausend Dank“ hat sie gesagt, das war gerade genug; damit war ich abgefunden ein für allemal dafür, daß ich mein Leben ihr zu Gefallen eingeklebt habe. Nun, das weiß ich, ich tu's nie wieder. Bin ich nur erst drüben, von morgen vormittag ab bin ich genau so wie ihr alle seid, herzlos ganz herzlos. Dann soll du vor meinen sehenden Augen ins Wasser, — meinst du, ich würde mich rühren? Ha, wieviel Millionen haben Sie? frage ich erst. Und sind mir das genug, dann frage ich erst weiter noch: Wollen Sie mich heiraten? — Wenn ja — so lange laß ich sie zappeln, — dann erst spring' ich hinein . . .

„Junger Mann,“ schrie ihn einer an. Ganz verwirrt kam er aus seinem Reich der Träume zurück . . . sein Gegenüber war es gewesen, sein Gönner . . . „junger Mann, warum so nachdenklich? Sie trinken zu wenig!“

Willenlos griff er nach seinem Glase und trank es hastig leer, ohne recht etwas zu schmecken. Es

war ihm wirklich nicht ums Trinken; er hatte auch davon genug; alles war ihm schon vergällt. Aber der andere redete gut zu, immer wieder zu, und so blieb er und trank . . . wer weiß, wie lange . . .

Am Morgen darauf gab es ein fürchterliches Durcheinander auf dem ganzen Schiffe. Eine volle Stunde schon ließ das Nebelhorn seine schrecklichen Töne vernahmen, und mit vollem Rechte, denn das Schiff saß so lange schon im dicksten Nebel drin. Nun hatte sich alles tagelang im voraus auf den Augenblick gefreut, wo die Küste sichtbar werden mußte. Gegen Morgen, gerade zum ersten Frühstück, mußte das sein, — wenn alles stimmte. Als ein ganz matter, dünner Streifen kommt dann die Küste am Horizonte auf; der Streifen — so erzählten es wenigstens lange vorher die Reisenden, die schon öfters den Weg gemacht — wird allmählich dicker, höher, länger, fester, schwärzer, — bis man schon Berge daran erkennt; ja, erst nur diese, dann aber bald auch Bauliches, erst die Türme, dann die weiteren hohen Bauten, die „Wolkenkratzer“, dann endlich Haus an Haus, — und all das Gemäuer ist beschieden von einer hell dreinschauenden, von unten her scharf darauffallenden Sonne! Denn die Sonne steht ja hinter uns im Osten, wo sie bekanntlich aufgeht. Rückwärts steht sie, am andern Ende des Horizontes, und darum eben scheint sie so grell auf die Küste und bemalt das neue Land, das gelobte Land Amerika, von vornherein mit den aller schönsten Farben . . .

Das ist gewöhnlich so. Es soll so sein; aber diesmal war es anders. Die Nacht, sonst im vollsten, hellsten Sonnenschein zurückgelegt, sollte diesmal im schrecklichsten aller Nebel enden.

Daher das Nebelhorn!

Schon eine volle Stunde ging es; alles war auf; in allen Klassen herrschte Besorgnis, Schrecken. Für alle Fälle machte man sich fertig; man zog sich an, sah nach den Rettungsgürteln, — man konnte nicht wissen . . . jedenfalls wurde aber noch heut vormittag an Land gegangen. Also heiz es einpacken. In der ersten und zweiten Klasse war das etwas unständlich; da hatte jeder sein reichlich Teil Gepäck bei sich. Im Zwischendeck wurde das schneller besorgt, und im Umziehen hatte da jeder das bißchen Gelumpe in seine Knie getan. Die Frauen schlugen es gar nur in dasselbe Tuch ein, das sie bis dahin um Kopf und Schultern getragen.

So war alles auf den Beinen; nur einen gab es auf dem ganzen Schiffe — den ging all das offenbar nicht im geringsten an. Der lag auf seinem Lager und schlief und schlief. Vinzenz Stebeli war es.

Seine Schlafgenossen, der Pole, der Mähre und der Slowak, hatten ihn wecken wollen, aber er hatte immer nur unwirksame und unverständliche Töne von sich gegeben. So hatten sie ihn endlich liegengelassen und waren hinausgegangen, auf Deck.

Das Nebelhorn aber schrie immer lauter und immer rascher hintereinander. Schließlich mußte einer da aus dem allertiefsten Schlaf erwachen.

Vinzenz rieb sich Augen und Ohren. Was war das nur? — Er erhob sich etwas vom Lager. Kein Mensch ist sonst in der Kabine. Sind wir schon an Land?

Haltig tut er sich etwas an; er öffnet die Kabinentür und schaut hinaus auf das Deck. Dichtgedrängt steht da alles, Kopf an Kopf, aber ein dicker Nebel ruht auf allem, und offenbar ganz langsam, vorsichtig fährt das Schiff, während immer von neuem das Nebelhorn sich hören läßt. Da dachte er sich das Richtige: Wir sind dicht an Land, nur der Nebel hindert uns noch. Jedenfalls heißt es, sich bereithalten.

Er kehrte ins Innere der Kabine zurück, um sich völlig anzuziehen und sein Gepäck zurechtzumachen. Wie er nach seiner Handtasche greift, der großen, ledernen Tasche, die sein einziges Gepäckstück ist, sieht er unter seinem Bette, am Fußende, einen Koffer stehen, einen mäßig großen, ganz gewöhnlichen Koffer, nicht einen mit Messingbeschlägen und Doppelschlössern, wie er in der ersten und zweiten Klasse üblich, sondern einen ganz gewöhnlichen Koffer, noch dazu stark abgebraucht, mit verstoßenen Ecken.

„Was soll der Koffer hier?“ fragt er sich. „Der ist doch nicht mein!“ Aber den andern gehört er auch nicht; er weiß es ganz bestimmt, der Pole und der Mähre hatten nur je eine Kiste bei sich, der Slowake gar nur ein Bündel, worin er seine wenigen Habseligkeiten eingeschlagen hatte. Wem also gehört der Koffer? Wer hat ihn hereingebracht und dahingeseht, — ihm unmittelbar unters Bett?

Er begann nachzuspinnen, kannte er sich und seine Natur doch genau. Er hatte gestern Abend Wein getrunken, viel Wein, Sekt sogar. Hoho, das tat ihm nichts; niemals wurde er trunken, er mochte trinken, soviel er wollte; aber eine böse Wirkung hatte es doch für ihn: er verlor allemal die Erinnerung an das, was er in solcher Stimmung gesagt und getan. Es brauchte dann aller Gewalt und besonderer Kraft von ihm, um sich an das zu entsinnen, was mit ihm geschehen war.

Er setzte sich also aufs Bett, und während draußen das Nebelhorn weiter heulte, sann er nach. So ein Nebelhorn tat ihm nichts; an solch bißchen Dampfgeöße war er, weiß Gott, gewöhnt.

Er hatte also mit dem Amerikaner oben in der Ecke gegessen, so weit war ihm alles klar; auch der eine Augenblick stand ihm deutlich vor Augen, wo das holde Weisen, die „Dollarprinzessin“, sie antanzte; aber dann wurde es düster für ihn. Was war weiter geschehen? — Na, nun fiel es ihm ein: Er hatte ja mit der Marinka getanzt. Wirklich? Das kann doch wohl nicht gut sein? Doch, doch, deutlich entsann er sich, daß er dem Harmonikspieler Geiß gegeben, nur damit er die „blaue Donau“ spielte, und danach hatte er dann mit Marinka getanzt. Stimmt! Aber das war doch erst lange nachher gewesen, und mit dem Koffer da hatte es ganz und gar nichts zu tun. Von der Marinka war der Koffer jedenfalls nicht. Wenn die wirklich einen Koffer hatte, das arme Ding, — dann behielt sie ihn sicher für sich.

Sollte er am Ende dem Amerikaner sein? Aber nein, das war ja ausgeschlossen. Ein so reicher Mann! Ein vielfacher Millionär — und so ein Koffer! Das stimmte auch nicht zueinander. Er bückte sich, griff nach dem Koffer und hob ihn auf.

„Es ist auch so gut wie nichts darin,“ sprach er bei sich, und tatsächlich war er so leicht zu heben, als ob er beinahe leer wäre. Aber verschlossen war er, gut verschlossen . . .

Verschlossen? Wirklich? Er prüfte das Schloß. Als Mechaniker und Maschinenmeister verstand er sich auf Schlösser. Ei, sich mir einer an! So armselig dieser ganze Koffer aussah, das Schloß daran war tadellos und von allerbesten Beschaffenheit. Es war sogar ein Kunstschloß, ein Paleischloß, für das nur ein einziger Schlüssel paßt, wie er sonst nicht wieder nachzumachen ist; kein Dietrich öffnet solch ein Schloß. — Mit dem Koffer da muß es somit doch so seine ganz besondere Bewandnis haben. Ein gewöhnlicher Koffer war das nicht. Wer weiß, was darin steckte . . .

Plötzlich kam ihm ein fürchterlicher Gedanke: Eine Leiche steckt darin . . . Entsetzt stieß er den unseligen Koffer von sich . . . Jetzt war es ihm klar, es hatte ihm jemand diesen unheimlichen Koffer aufgehängt, damit er ihn fortbrachte . . .

Gleich darauf lachte er aber wieder über den dummen Gedanken. Eine Leiche in dem winzigen Koffer



„Was soll der Koffer hier?“ fragt er sich.

da? Wenn sich's nicht gerade um ein Kind handelte. . . ah bah! Das ist ja alles heller Unsinn, Weindunst . . .

„Hol' der Teufel den Koffer! Ich nehm' meine Sieben Sachen, laß den Koffer Koffer sein und mache, daß ich von Bord komme.“

Damit sprang er vom Bette herunter, wusch sich kräftig über und über mit kaltem Wasser und tat sich an. Den guten, seinen schwarzen Anzug, den er am Abend vorher für den Ball angetan, schlug er säuberlich zusammen und legte ihn in seine Handtasche. Ach, auch seiner Habseligkeiten — waren es auch etwas mehr als beim Slowaken — waren nicht allzuwiele; es fand alles gut Platz in der Tasche.

Ueber dem Waschen war ihm wieder verschiedenes eingefallen; das kalte Wasser tat Wunder für den Kopf. Mit einem Male wußte er, wer ihm den Koffer gegeben . . . Der Amerikaner war's gewesen.

Selbstverständlich! Wie konnte er nur so vernagelt sein! Wer auch hätte es sonst sein sollen? Doch nicht die „Dollarprinzessin“? — Die hochmütige, undankbare Person! — Ganz genau fiel ihm jetzt sogar alles ein. Der Amerikaner war mit ihm in seine Kabine gegangen, und da hatte er ihm den Koffer übergeben. Freilich — warum, weshalb, was damit weiter geschehen sollte? — darüber war er sich noch nicht klar; aber nur Geduld, das wird sich auch noch finden. Damit aber gewann die Sache ein anderes Gesicht; jetzt mußte er den Koffer jedenfalls an sich nehmen und mit an Land bringen. Sorgfältig sah er sich in dem engen, halbdunkeln Raum um, ob er auch alles beisammen hätte, und eben wollte er — seine Ledertasche in der einen Hand, den verhängnisvollen Koffer in der andern — die Kabine



Wie aus einer Kanone geschossen, fiel irgendwas auf ihn drauf.

verlassen, da versetzte ihn irgend jemand, irgend etwas einen fürchterlichen Stoß. Mißamt seinem Gepäck fiel er lang auf den Boden, und zugleich war ihm so, als ob die ganze Kabine sich von unterst zu oberst umkehrte; was bis dahin Fußboden gewesen — schien es — sollte nun Decke werden, sowie umgekehrt. Dabei sprang die Türe auf, und wie aus einer Kanone geschossen, fiel zu alledem noch irgendwas auf ihn drauf, war das nun ein Tier, ein Mensch, ein Möbelstück oder gar der Dampfschornstein — wer konnte das in dem Wirwar unterscheiden? Aber es wimmerte und heulte, schluchzte und schrie. Also war's doch ein Mensch. Ganz wirr schaute Vinzenz Stebeli sich um, und mit aller Gewalt wollte er sich losmachen von dem Menschen, der ihn fest umklammert hielt.

Zum Glück war wenigstens die Kabine während dem wieder ins Lot gekommen; die Decke war wieder oben, und der Fußboden wieder unten; aber alles bog und schob sich noch, das ganze Schiff zitterte und bebte, als ob es einen fürchterlichen Anfall von Fieber hätte . . .

„Wir verkaufen, Jesus Maria, wir verkaufen,“ schrie der Mensch — die Marinka war es — „Landsmann, rette mich!“ Und damit umklammerte sie nur noch fester den unglücklichen Vinzenz, daß der kein Glied zu rühren vermochte. —

Das war der gepriesene und durch einen solennen Ball bereits gefeierte „Rekord“ gewesen. Bis dicht ans Ufer war alles so glatt gegangen wie niemals. Da mußte dieser verheufelte Nebel einsetzen, den man hätte können in Stücke schneiden wie einen Kuchen, und da war's natürlich vorbei mit jedem „Rekord“. Den ganzen Morgen schon lag das Schiff dicht vor dem Ufer im Nebeljaß; der Kapitän wußte nicht, wo er war, seine ganze Sorge war, daß er nicht aufs Ufer selbst rannte, und da gerade mußte das andere Schiff daher gerannt kommen! Um ein Haar wäre es der „Kolumbia“ mitten in den Leib gefahren. Erst im letzten Augenblick hörte man es kommen — von Sehen war nicht die Rede! — und so konnte der Kapitän sein Schiff noch herumwerfen. Nur ein ganz klein wenig angeschrammt war es.

Merkwürdigerweise war auch der Nebel weggegangen, und nun vollzog sich doch noch alles so, wie es sich die Reisenden vorher gedacht: im schönsten Morgensonnenschein fuhren sie der Küste zu, der Küste der neuen Welt, die sie alle lachend begrüßte.

Die Marinka, als sie gesehen, daß es noch nicht so weit war mit dem Ertrinken, hatte ihren „Landsmann“ inzwischen wieder freigegeben. Ganz verschämt hatte sie sich von ihm losgemacht. Sie brachte ihre Kleidung in Ordnung, und vor dem kleinen Spiegel der Kabine setzte sie sich ihren Hut wieder zurecht, — einen ganz billigen, aber modernen Strohhut. Wie sah sie so sonderbar darin aus! Auch ein städtisches Strassenkleid trug sie jetzt; offenbar wollte sie von vornherein damit Eindruck bei den Amerikanern machen.

Vinzenz aber begriff sich selber nicht, daß er mit diesem Mädchen am Abend vorher lustig und vertraut gewesen sein sollte. Die Polackin in dem kurzen, ro. wollenen Rock, den langen Lackstiefeln, dem bunten Kopftuch, — das war eine ganz andere Person gewesen. Ungerührt sah er diese da gehen; und als sie in der engen Kabinentür noch einmal stehenblieb und sich umwandte, ihm große, zärtliche Augen machte und auch noch halbverschämt eine Fußhand zuwarf, selbst da nickte er ihr nur kurz zu und winkte ihr leicht mit der Hand. —

Bei dem strahlend schönen Wetter war das Ausflüssen nun ein Vergnügen für die Reisenden. Nur die Herren Zollbeamten waren um nichts anders gesaunt wie sonst. Mit mürrischen Gesichtern untersuchten sie jedes kleinste Gepäckstück. Wehe, wehe, wenn sie etwas fanden, was nicht vorher angegeben

war! Es ist ja freilich auch bekannt, daß selbst die reichsten Leute sich nicht scheuen zu schmuggeln. Drüben in Europa geben sie leicht hin Tausende aus, und daheim tun ihnen erliche lumpige Dollars wehe, die sie an Zoll zahlen sollen. Geutlemen wollen sie sein, und dabei schämen sie sich nicht, den Staat darum zu betrügen, was einmal sein ist. Also heißt es aufgepaßt, ihnen scharf auf die Finger gesehen! —

Bei den „Zwischendeckern“ ist das um so weniger nötig. Die armen Schlucker! Weiß Gott, sie haben nichts zu schmuggeln. Stimmt nur alles übrige bei ihnen — können sie sich ordnungsgemäß ausweisen, sind sie geimpft und haben sie das vorgezeichnete Geld bei sich, — dann nur hinein ins Land! Das Land kann alle die Arbeiter gut gebrauchen; es ist überall noch viel Platz im Lande.

Vinzenz Stebeli wunderte sich, wie glatt alles für ihn abging. Er machte von vornherein durch seine ganze Person einen so vortheilhaften Eindruck auf die Beamten, daß sie ihn nicht erst lang behelligten. „Ein Gentleman“, hieß es, fuhr er auch im Zwischen-deck. Man verlangte nicht einmal, daß er sein Geld zeigte; sie glaubten ihm auch ohnedem. Und als er sein Gepäck vorwies, da tat der Zollbeamte nur einige leichte Griffe hinein und machte rasch ein Zeichen darauf; damit war alles vorüber. Das letzte Gitter, das ihn bis dahin von der neuen Welt noch getrennt hatte, tat sich vor ihm auf. Nun stand er als freier Mann auf dem Boden der neuen Welt . .

Man hatte ihm ein Gasthaus angegeben, das unweit des Hafens liegen sollte; das werde von Deutschen gehalten; da sei er gut aufgehoben. Seine lederne Handtasche in der einen Hand tragend, den Koffer des Amerikaners in der anderen, so machte er sich nach dem Gasthause hin auf den Weg. Noch keine hundert Schritte hatte er getan, da hielt plötzlich ein Kraftwagen, der ihm langsam entgegengekommen war, unmittelbar vor ihm still.

„Mister Stebeli!“ rief es aus dem Wagen heraus. Der Amerikaner war's, sein Gönner, der »Hundertdollarman«. „Geben Sie mir meinen Koffer!“

Hat der es aber eilig mit seinem armseligen Koffer, so dachte sich Vinzenz da. Inzwischen war nämlich, was die Geschichte mit diesem Koffer betrifft, sein Gedächtnis wieder völlig in Ordnung gekommen. Wie hatte er das auch nur so vergessen können! Es war alles ganz einfach und natürlich gewesen. Das bißchen Selt nur hatte ihn so vollständig verwirrt gemacht und auf die albernsten Gedanken gebracht, — bis zu einer zerstückelten Leiche sogar! Wie kann man sich nur so dummes Zeug ausdenken! —

Der Amerikaner hatte etwas reichlich viel an Handgepäck gehabt, hatte darüber geklagt, und da hatte er, Vinzenz sich freiwillig erboten, wenigstens einen der Handkoffer an Land zu bringen, sozusagen als Gegendienst für das, was der Amerikaner seinerseits Gutes an ihm getan. Sie waren zusammen in die Kabine des Amerikaners hinuntergegangen, dieser hatte ihm einen seiner Koffer übergeben, ihm auch

den Schlüssel dazu ausgehändigt, weil der Koffer ja doch vor den Zollbeamten geöffnet werden mußte — es war freilich nur etwas Wäsche, Unterzeug und dergleichen darin, — den Schlüssel hatte Vinzenz dann auch richtig bei sich gefunden, — kurz, es war wirklich alles in der schönsten Ordnung gewesen . .

Gern reichte er also jetzt den Koffer in den Wagen hinein, und gleich griffen ein paar Hände eifrig danach. Das waren aber keine Männerhände, nicht die seines Gönners, sondern ein paar fleischige, runde Damenhände! Ueberrascht sah Vinzenz hin. Ja, eine Dame war's, eine Dame mit rundem, vollem Gesicht, nicht gerade vornehm aussehend, offenbar die Frau Gemahlin. Sie sagte dabei weiter nichts, sondern nickte nur gnädig mit dem Doppelkinn. Schon fuhr der Wagen wieder an, da hörte Vinzenz noch jemand sagen: „Tausend Dank!“

Tausend Dank? Alle Wetter, was kam ihm die Stimme so bekannt vor! Und hatte er nicht auch genau die beiden selben Worte mit der nämlichen süßen Stimme schon einmal vernommen? — Er beugte sich rasch vor und tat noch geschwind einen Blick in den wegfahrenden Wagen. Nichtig, sie war's. Da sah sie in all ihrer Schönheit — die „Dollarprinzessin“, und lachte ihn schelmisch an, indem sie zu gleicher Zeit mit besonderer Betonung, beinahe zärtlich die eine Hand auf die große braune Schachtel legte, die sie unmittelbar vor sich auf dem Schoße hielt. Sie hatte ihn also doch nicht vergessen, ihn nicht und die gerettete Schachtel nicht. O du liebes, süßes, gutes Wesen . . .

Er hob die Hand auf, um ihr wenigstens noch zuzuwinken, aber der Wagen hatte inzwischen eine scharfe Wendung gemacht, und im Umsehen war er fort, um mit rasender Geschwindigkeit unterzutauchen im Gewühle der gewaltigen Stadt . . .

Wäre das alles nun, wie es da steht, kein wirkliches Erlebnis, sondern nur eine von den Geschichten, wie man sie sich halt so ausdenkt, dann käme jetzt bestimmt folgender Schluß:

Der junge Vinzenz Stebeli, war er gleich arm und ohne alle Verbindung, brachte es dank seiner Ausdauer und seinem Fleiße sehr bald zum reichen Manne; zufällig traf er auch die Millionärstochter in einer Gesellschaft, hielt um ihre Hand an und heiratete sie. Jene braune Huttschachtel aber wird von ihnen noch heute hoch in Ehren gehalten, war sie doch die Stifterin ihres Glücks . . .

In der Wirklichkeit endeten die Dinge aber anders. Vinzenz Stebeli wollte es nämlich drüben durchaus nicht zum Millionär bringen. Eine gute Stellung zwar hatte er bald weg; dazu verstand er sich auf sein Handwerk doch zu gut; aber das war auch alles. Im übrigen behagte ihm die ganze Art, in der drüben die Geschäfte betrieben werden, in keiner Weise. Die Leute waren ihm durch die Bank zu rücksichtslos; ihre ganze Art, rechts wie links alles zur Seite zu stoßen, was ihnen im Wege war, behagte ihm gar nicht; sie widerte ihn immer mehr

und mehr an. Das war so gar nicht seine Sache; er faßte das Leben anders auf. Leben und leben lassen, — das war sein Grundsatz.

Was aber die „Dollarprinzess“ betrifft, so kam ihm auch da kein Zufall zu Hilfe. Vergeblich sah er sich in dem Menschengewühle nach ihr um; er hat



Er tat noch geschwind einen Blick in den wegfahrenden Wagen.

sie nicht wieder finden können, wußte er doch nicht einmal den Namen seines Gönners. Hätte er diesen gekannt, so hätte er wohl Grund genug gehabt, um ihn zu besuchen, schuldete er ihm doch noch den Hundertdollarschein, und ebenso hatte er ihm noch den Schlüssel zu dem Koffer abzuliefern, was er bei dem überräthigen Auseinandergehen richtig veräußert hatte. Was nützte dem Mann jetzt der Koffer? Deffnen konnte er ihn doch nicht. Nun, er legte wohl auch keinen Wert auf den armseligen Inhalt, das bißchen Wäsche, die alten Kleider . . .

Nach Jahr und Tag hatte Vinzenz Stebeli vollauf genug von Amerika. Er ging wieder heim; zwar nicht gerade genau in die alte Heimat — nein! Denn daß seine Emilie inzwischen doch den Bierbrauer geheiratet, das konnte er nicht verwinden. In seine alte Stelle wollte er also nicht zurück, ob sie ihn in der Fabrik auch sofort wieder genommen hätten. Aber Deutschland ist ja groß, hat viele Fabriken, und überall ist Deutschland auch schön, ja viel schöner als ganz Amerika . . . es wird sich für ihn schon irgendwo etwas finden, für ihn, den weitgereisten, vielerfahrenen Mann. —

Als er an Bord seines Schiffes ging — zufällig war es wieder die „Kolumbia“ —, war ihm gar wunderbar zumute; mußte er doch zurückdenken an die Zeit, wo er als armer „Zwischendecker“ auf demselben Schiffe gefahren war. Voller Teilnahme schaute er jetzt auf diese Leute, unter denen er einst-

mals sich selbst befunden. Ganz wie ein Millionär fuhr er zwar auch heute nicht; aber er saß doch wenigstens mit Behagen in der zweiten Klasse. Dazu hatte er es jetzt reichlich. —

Sie waren am zeitigen Vormittag abgefahren. Als er zum ersten Male an der Mittagstafel erschien, war der Platz rechts neben ihm zunächst noch leer. Etwas verspätet erschien eine Dame . . . eine junge Dame . . . er wagte nicht recht, sie voll und genau anzusehen, als sie sich neben ihn setzte . . . aber täuschte er sich nicht, so war es . . . aber nein! Es konnte ja nicht sein! Eine „Dollarprinzess“ fährt doch nicht in der zweiten Klasse! Es war also offenbar nur eine allerdings höchst merkwürdige Ähnlichkeit.

Als er ihr aber zur Suppe den Korb mit den Weißbrötchen reichte, da sagte sie unter bezauberndem Lächeln mit der süßesten aller Stimmen: „Tausend Dank!“ —

Jetzt wußte er, woran er war. Der Klang der beiden Worte hatten sich ihm unvergeßlich eingeprägt.

Sie war es wirklich; sie gab sich ihm selbst als bald zu erkennen. Gleich fragte er auch nach Vater und Mutter.

„Vater und Mutter?“ gab sie nicht wenig erstaunt zurück. „Ja, woher kennen Sie diese denn? Einen Vater habe ich übrigens gar nicht mehr.“

Nun war das Erstaunen auf seiner Seite. „So waren,“ fragte er, „die beiden, mit denen Sie damals fuhren, nicht . . .“

Laut lachte sie auf und erwiderte: „Nein, wahrhaftig nicht; das waren ja Mister Fax und Missis Fax . . .“

„Der bekannte Schweineschlächter?“

„Ja.“

„Und Sie, gnädiges Fräulein?“

„Ich war Gesellschafterin bei Missis Fax. Ich bin gar keine Amerikanerin.“

„Keine Amerikanerin?! . . .“

„Eine Deutsche bin ich,“ lachte sie weiter. „Aus Regensburg.“ —

Im Grunde genommen war der brave Vinzenz doch ein wenig ärgerlich über die Enttäuschung. Schon hatte er sich mit dem Gedanken geschmeichelt, nun schließlich doch noch die „Dollarprinzess“ zu gewinnen, und da stellte sich das heraus! — Er brauchte eine ganze Weile, um sich mit der Tatsache abzufinden, aber so rasch auch heutzutage solch eine Fahrt von Amerika herüber von Statten geht, sie ist immerhin noch gerade lang genug, daß ein junger lebensfroher Mensch über solche Enttäuschung hinwegkommt. Und lang genug ist sie auch, daß ihrer zwei, die eine so schöne Dampferfahrt nebeneinander machen, mit sich einig darüber werden, nun auch die ganze weitere Lebensfahrt, zu Wasser wie zu Lande, in trauter Gemeinschaft zu unternehmen.

Hier war es ja außerdem eine alte Bekanntschaft, die beide nur erneuerten, und im übrigen gehört es sich auch einmal so, daß man den heiratet, der einem den Hülfskoffer vor dem schmählischen Untergange im Ozean rettet.

Gelegentlich sagte er ihr das, halb im Ernst, halb im Spas, und nichts lag ihr ferner, als etwa diese Heldentat zu verkleinern.

„Aber,“ so meinte sie, „viel wichtiger war doch der Dienst, der Mister Far erwiesen wurde.“

„Mister Far?“ fragte er erstaunt zurück.

„Nun ja doch,“ erwiderte sie. „Die Geschichte mit dem Koffer.“

„Ach so! Der alte Koffer! Nun, an dem war doch wahrhaftig weiter nichts dran.“

„Who!“

„Viel kann doch wirklich nicht an dem alten Koffer gemein sein; sonst hätte er doch sicher auch den Schlüssel dazu von mir verlangt,“ meinte er.

„Ja, ja,“ sagte sie, „in der Eile und Hast und in der unbändigen Freude, daß sie den Koffer wirklich glücklich wieder hatte — sie hat die Geschichte durchaus nicht so haben wollen — hat die Mißis ganz vergessen, auch noch den Schlüssel zu verlangen; sie hat den Koffer dann aufbrechen lassen.“

„Wie? Die Mißis? War er denn ihr? Der Frau?“

„Wem denn sonst?“

„Nun, ihm, dem Mister Far. Es war doch nur Männerwäsche darin, Männerkleider.“

Sie lachte laut auf. „Ja, ja,“ sagte sie. „Aber einen doppelten Boden hatte der Koffer. Es war nämlich eigentlich — der Juwelenkoffer der Mißis Far.“

„Der . . . Juwelenkoffer?“

„Ja, was ich sage. Der Juwelenkoffer Nummer zwei nämlich. Was sie für gewöhnlich von Juwelen so an sich trug, das tat sie in einen andern Koffer; den zeigte sie vor, und davon brauchte sie natürlich auch nichts zu verzollen . . .“

Jetzt begann unjerem Vinzenz ein Licht aufzugehen . . .

„Aber alles, was sie in Europa neu zugekauft hatte, das kam in diesen kleinen ganz unscheinbaren Koffer hinein . . .“

„Eben in den . . . in meinen Koffer?“

„Ja! Und den mußte dann Mister Far — die Zollbeamten sind heutzutage so unglaublich mißtrauisch — in ganz andere Hände zu spielen; hahaha!“

„In meine Hände!“

„Ja, Hände, die davon keine blasse Ahnung hatten! Das machte die Sache so sicher. Getrost konnte er's wagen. Das war gerissen! Was?“

„Das war schon mehr als gerissen . . .“

„Und,“ fuhr sie wichtig fort, „es stand keine Kleinigkeit auf dem Spiel. Rund achttausend Dollar Zoll hätten sie eigentlich zahlen müssen.“

„Alle Wetter!“

„Ja, das eine neue Diadem hat allein fünfundsechzigtausend Franken in London gekostet.“

„Das ist ja ein gutes Geschäft, das muß ich sagen. Mich findet der Mann ab mit hundert Dollar und erspart achttausend Dollar! Nun, die hundert Dollar bekommt er sicher wieder, dieses Sündengeld! Pui Teufel! Solche Betrüger! So reiche Leute und betrogen den Staat aus purem Geiz!“

„Geiz? Nein! Das ist es nicht,“ erwiderte sie da munter.

„Was denn sonst?“ fragte er verwundert.

„Das will ich dir sagen: Es ist eine Art Sport bei ihnen. Sie wollen schlauer sein als alle Zollbeamten. Einer von den Dollarkönigen will immer gerissener sein als der andere. Im Klub erzählen sie sich's dann, prahlen damit . . .“

„Ha, wie widerwärtig,“ machte er voller Entrüstung.

Beänstigend legte sie ihm die Hand auf die Schulter, und mit großen Augen sah sie ihn an, indem sie sagte: „Ein Gutes war doch dabei.“



Beänstigend legte sie ihm die Hand auf die Schulter.

„Ja, siehst du, Schab! Und wem verdanken wir's?“

„Dem geheimnisvollen Koffer!“ — —

Die Quecksilbersophie.

Die Müllerin in Wimmigen hatte sieben Kinder gehabt, und alle waren ihr gestorben, mit Ausnahme der Sophie. Und gerade diese konnte sie am wenigsten leiden; denn sie war, nach der Mutter Ausdrucksweise, ein Hammel. Eine unterlegte Figur mit schwarzem Haar und noch schwärzeren Augen, tanzte und hopte sie den ganzen Tag im Hof oder im Haus herum und hatte keinen ernstern Gedanken. Sie rollte und kugelte wie Quecksilber und hatte nirgends Ruhe. Alles, was sie sah, wollte sie machen; nebenbei aber war sie eine gemütliche Haut, die keinem Wurm ein Leids zufügen konnte.

Mit mir, ihrem Schulkameraden, war sie immer sehr gut gewesen; ich liebte sie wie ein Bruder, und wenn ich nach Wimmigen kam, galt mein erster Gang gewöhnlich ihr. Als ich zum erstenmal von Wimmigen abreiste, hatte sie einen Speereiladen und war ganz Feuer und Flamme für dieses Geschäft. Als ich wieder kam, begrüßte sie mich in Gesellschaft von sechs hübschen, jungen Mädchen in einem Weißwarengeschäft, das sie soeben angefangen

„Wieso? Ich verstehe nicht . . .“

Glücklich lachend erwiderte sie ihm: „Eben darum, weil sie immer davon sprachen, immer darüber lachten, konnte auch ich den Koffermann so gar nicht vergessen . . .“

„Und so ist er jetzt glücklich dein geworden!“